

Jonathan Tropper

DER SOUND MEINES LEBENS

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Birgit Moosmüller

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»One Last Thing Before I Go« bei Dutton, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2015

Droemer Taschenbuch

© 2012 Jonathan Tropper

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag.

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: Network! Werbeagentur GmbH

Coverabbildungen: Corbis / Nation Wong /
Getty Images / The Image Bank / Biggie Productions

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30475-4

2 4 5 3 1

*Für Spencer, Emma und Alexa,
die all meine Arbeit zu Liebesmüh machen.*

Erstes Buch

Es ist Dienstag. In wenigen Wochen wird seine Frau heiraten, und in ein paar Tagen wird Silver zu dem vorläufigen Schluss gelangen, dass das Leben nicht mehr unbedingt lebenswert ist, wenn man so versagt wie er. Es ist ziemlich genau sieben Jahre und vier Monate her, seit Denise sich von ihm scheiden ließ, und rund neun Jahre, seit er und seine Band, die Bent Daisies, ihr erstes und letztes Album veröffentlichten und mit ihrer einzigen Hitsingle »Rest in Pieces« über Nacht zu Rockstars wurden. Einen gesegneten Sommer lang schien die ganze Welt jenen Song zu singen. Dann war es damit wieder vorbei, und Silver entging knapp einer Verhaftung – zweimal war er allerdings schon verhaftet worden: einmal wegen Alkohols am Steuer und einmal wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses. Er selbst würde Ihnen Letzteres liebend gerne erzählen, wenn er dazu in der Lage wäre, doch schon damals konnte er sich an die Details nur verschwommen erinnern, und inzwischen handelt es sich um eine Art mündliche Überlieferung, die längst in Vergessenheit geraten ist. Nachdem die Plattenfirma hintenherum ein wenig manipuliert hatte, verließ ihr Leadsänger Pat McReedy seinerzeit die Band, um seine mittlerweile langjährige Solokarriere anzutreten, während Danny (Bass), Ray (Leadgitarre) und Silver (Schlagzeug) daheim in Elmsbrook zurückblieben und mit dem Ofenrohr in ihr quälend unglamouröses restliches Leben schauten. Da Silver nicht wusste, wohin er

sonst sollte, kehrte er nach Hause zurück, musste dort jedoch feststellen, dass Denise bereits die Schlösser ausgetauscht und sich einen Anwalt genommen hatte.

Aber das war damals. Inzwischen ist Dienstag, acht Jahre und zahllose Fehler später. Silver ist unglaubliche vierundvierzig, aus der Form gegangen und depressiv. Wobei er sich allerdings fragt, ob man überhaupt von Depression spricht, wenn gute Gründe für diesen Gefühlszustand vorliegen. Vielleicht ist man dann ja nur traurig oder einsam – oder sich einfach all der Dinge, die man für immer verloren hat, auf schmerzliche Weise bewusst, und das tagtäglich.

Da es sich um einen Dienstag handelt, sind Silver und Jack auf dem Weg zum Abwischen.

»Ist das ein Ehering?«

Sie brausen gerade in Jacks zehn Jahre altem BMW-Cabriolet die Schnellstraße entlang, als Jack den Ring an Silvers Finger bemerkt. Jack hat im Wagen Hip-Hop-Musik in ohrenbetäubender Lautstärke aufgedreht und tut so, als könnte er den Text auswendig, während Silver zu dem monotonen Beat geistesabwesend auf den Knien herumklopft. Die beiden Männer sind gleich alt, kampferprobte Veteranen, die sich im Leben stets für das Falsche entscheiden und sich dann mehr schlecht als recht mit den Folgen herumschlagen.

Er hat vergessen, den Ring wieder abzunehmen. Gott allein weiß, wie lange er ihn schon trägt. Seit ein paar Stunden? Womöglich schon seit Tagen. Sein Finger hat noch immer die Einkerbung aus der Zeit, als er verheiratet war, und jedes Mal, wenn er das Ding ansteckt, gleitet es wie ein maßgefertigtes Maschinenteil an seinen angestammten Platz, und Silver vergisst seine Existenz. Bekümmert zieht er den Ring nun vom Finger und steckt

ihn in seine Jackentasche, wo er mit ein paar Münzen Kleingeld um die Wette klimpert.

»Was zum Teufel soll das, Silver?«, fragt Jack. Er muss die Worte schreien, weil er sonst gegen den Lärm der Autobahn, den lauten Hip-Hop und das permanente Pfeifen in Silvers Ohren nicht ankommt. Silver leidet an einem mittleren bis schweren Fall von Tinnitus. Dagegen gibt es kein Heilmittel und seines Wissens auch niemanden, der deswegen Triathlons veranstaltet, um Geld für die Forschung aufzutreiben. Silver fühlt sich in seinem Leid alleingelassen.

»Ich habe nur damit herumgespielt.«

»Ist das dein echter Ehering?«

»Im Gegensatz wozu?«

»Keine Ahnung. Hätte ja sein können, dass du losgezogen bist und dir einen gekauft hast.«

»Warum zum Teufel sollte ich mir einen Ehering kaufen?«

»Warum solltest du einen tragen, zehn Jahre nach deiner Scheidung?«

»Sieben Jahre.«

»Entschuldige. Sieben Jahre. Ich lasse mich immer gerne eines Besseren belehren.«

Jack bedenkt ihn mit seinem typischen, durchtriebenen kleinen Lächeln, das so viel heißen soll wie *Ich kenne dich besser als du dich selbst* und bei Silver grundsätzlich den Wunsch auslöst, Jack den Zeigefinger in die Augenhöhle zu rammen, hinter der Nase herumzuschlingen und durchs andere Auge wieder herauszubohren, wodurch sich ein wirkungsvoller Griff ergäbe, mit Hilfe dessen er ihm das ganze Gesicht abreißen könnte.

»Hast du da irgendein Problem, Silver?«

»Was sollte ich für ein Problem haben? Ich bin ein vierundvierzigjähriger Mann und gerade auf dem Weg, um

für fünfundsiebzig Dollar in eine Tasse zu onanieren. Mein Leben ist ein Traum.«

Jack grinst. »Leichter kann man sein Geld nicht verdienen.«

Einen Großteil der Zeit, die er mit Jack verbringt, fragt sich Silver, ob Jack den Mist, den er von sich gibt, eigentlich selbst glaubt. Sie sind beide mittleren Alters und geschieden. Ihre Freundschaft ist aus einer gemeinsamen Notlage geboren, weil sie zufällig auf demselben Stockwerk des *Versailles*-Hotels gelandet sind. Jack hält Silver für depressiv, und Silver hält Jack für einen Idioten, womit beide in der Regel recht haben.

Im Moment sind sie unterwegs zur Filiale einer Pharmafirma namens *Blecher Royal Medical Research Facility*, wo sie nach der Anmeldung zur Blutprobe antreten und sich erst einmal von einer Nadel piesacken lassen, ehe sie anschließend den eigenen Penis piesacken, indem sie möglichst schnell und steril Hand an sich legen und auf unelegante Weise in ein für medizinische Proben vorgesehenes Gefäß ejakulieren. Sie werden das ohne die Hilfe irgendwelcher chemischen Gleitmittel vollbringen – im Namen der Wissenschaft und für ihr wöchentliches Honorar von fünfundsiebzig Dollar.

Bei dem Arzneimitteltest, für den sie sich eingeschrieben haben – Jack war im Internet darauf gestoßen –, geht es angeblich um eine neue, hormonfreie Therapie gegen eingeschränkte Spermienbeweglichkeit. Zu den möglichen Nebenwirkungen gehören Stimmungsschwankungen, Schwindelgefühle und seltsamerweise auch eine verminderte Libido – eine Tatsache, auf die der Testbetreuer sie während der zwanzigminütigen Einführung ohne einen Hauch von Ironie hingewiesen hat.

Von Silvers eigentlicher Samenspende wollen Sie sicher

nichts hören: von dem kleinen Raum, wo einen der beißende Geruch nach großzügig versprühtem, extrastarkem Desinfektionsmittel fast erschlägt, von den abgegriffenen Pornoheften, die Silver nicht anrührt, weil sie bereits von all den anderen klebrigen Händen befangen wurden, oder von dem deprimierenden kleinen Fernseher auf seinem wackeligen IKEA-Ständer und dem mickerigen Stapel DVDs, die jeweils mit einem *He(tero)* oder *Ho(mo)* beschriftet sind. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass Silver sich weder auf den Stuhl setzt noch sich die Videos ansieht, sondern sich einfach mitten in den Raum stellt, die Hose um die Knöchel, und sich die Bilder der Mädchen in Erinnerung ruft, mit denen er geschlafen hat, als er noch jung genug war, um völlig aus dem Häuschen zu geraten durch einen tiefen, leidenschaftlichen Kuss, den Anblick einer frisch entblößten Brust oder die halbgeschlossenen Lider eines erregten Mädchens, das mit verschleiertem Blick zu ihm hochsieht, während sie ihn unten gierig in sich aufnimmt.

Doch wie immer erscheint vor seinem geistigen Auge, kurz bevor sein Ejakulat auf den Boden des Gefäßes spritzt – egal, wie sehr er sich auch dagegen sträubt –, das Gesicht von Denise, die ihn wie üblich voll Verachtung mustert und dem Moment dadurch jeden Rest von molekularer Lust raubt, der ihm ansonsten vielleicht noch angehaftet hätte.

Ein letztes trauriges Gurren und Pressen, dann die kalte Feuchtigkeit des Babytuchs, und schließlich die unangenehme Wärme an seinen Fingerspitzen, die er durch die dünne Plastikwand der Tasse spürt – die Wärme seines Spermas, das sich lebendiger anfühlt, als sich irgend etwas, das aus seinem Körper kommt, von Rechts wegen anfühlen dürfte.

■ nzwischen bequatscht Jack, der bereits fertig ist, draußen die Empfangsdame. Sie ist zwar nicht sein Typ – mausgrau, mit einem leichten Anflug von Erwachsenenakne entlang der Kinnkante –, aber Jack bleibt grundsätzlich gern am Ball. Man weiß ja nie, wer vielleicht gerade ein Haus kaufen möchte.

Jack ist Immobilienmakler und hat stets eine Visitenkarte griffbereit, die er einem wie ein verkehrter Taschendieb in die Hand gleiten lässt, bevor man überhaupt merkt, was er im Schilde führt. Er hat den selbstbewussten Gang eines Mannes, der sein Ziel am Ende immer erreicht, egal, ob er sein Gegenüber zu einer Liebesnacht oder zu einem Häuschen im Kolonialstil zu überreden versucht. Tatsächlich ist er mehr oder weniger berühmt dafür, beides oft gleichzeitig zu schaffen. Das lief schon so, als er noch verheiratet war, deswegen war es im Grunde nur eine Frage der Zeit. Den Ausschlag gab am Ende eine puerto-ricanische Barfrau, die zur Abendessenszeit bei ihm zu Hause auftauchte und ihn auf Spanisch beschimpfte, woraufhin seine Ehefrau auf ihn losging – zuerst mit einem Fleischklopfer und später mit einem Team von Anwälten aus der renommierten Kanzlei ihres Vaters.

»Da ist er ja!«, ruft Jack so laut, dass alle Anwesenden über Silvers Erscheinen informiert sind. »Musstest du dir vorher noch was zu essen kaufen? Gerade wollte ich Vicki hinschicken, damit sie das Ganze ein bisschen beschleunigt.«

Vicki lächelt, sichtlich verlegen, vielleicht sogar eine Spur beleidigt, aber trotzdem irgendwie geschmeichelt. Das hat Jack wirklich drauf.

»Alles bestens.« Silver gibt seine Spende ab und vermeidet jeden Blickkontakt mit Vicki.

Sie händigt ihm seinen Scheck aus, und schon hat er – einfach so – seinen Samen verkauft. Obwohl der Becher nicht transparent ist, wird er sich nie daran gewöhnen, einer Frau auf diese Weise sein Sperma zu überreichen. Für ihn ist das nach wie vor ein scheußliches Gefühl.

»Gut gemacht«, sagt Jack und klopf ihm auf den Rücken, während sie aus dem Gebäude in die Nachmittags-sonne treten.

Das ist mein Leben, denkt Silver und versucht dabei wie immer krampfhaft, nicht in Panik zu geraten.

Bei Silver ist einiges schiefgelaufen.

Schwer zu sagen, wo man da anfangen soll. Die Dinge liegen seit so vielen Jahren im Argen, dass der Versuch, einen Anfangspunkt festzumachen, genauso müßig ist wie die Frage, wo die eigene Haut anfängt. Letztlich weiß man nur, dass sie einen umhüllt – wenn auch manchmal etwas fester, als einem lieb ist.

Nichtsdestotrotz ist einiges schiefgelaufen, und zwar richtig schief. Das sieht man auf den ersten Blick. Zum einen ist er fett geworden – nicht so extrem fett, wie man es in den Klatschzeitschriften manchmal sieht, aber trotzdem. Was körperliche Fitness betrifft, hat er sich definitiv eine längere Auszeit genommen. Sagt man überhaupt noch »körperliche Fitness«? Silver ist sich nicht sicher. Er ist zwar noch nicht ganz aus dem Leim gegangen, aber die Anzeichen sind nicht zu übersehen: ein sich zunehmend wölbender Bauch, der Ansatz eines Doppel-

kinns und der strategische Einsatz von Babypuder, um sich während der wärmeren Jahreszeiten nicht aufzuscheuern.

Damit man den Babypuder nicht riecht, verwendet er jede Menge Deo und zusätzlich großzügig bemessene Mengen *Eternity* von Calvin Klein. Er parfümiert sich ein, indem er den Duft in die Luft sprüht und durch die Wolke geht, wie er es als Junge bei seiner Mutter gesehen hat. Ja, so weit ist es mit ihm gekommen: Mittlerweile ist er der Dicke, der nach Babypuder und zu viel Eau de Toilette riecht, allein in *Manny's Famous Pizza* sitzt und fettige Fingerabdrücke auf dem Buch hinterlässt, das er gar nicht wirklich liest, während er sich mit einer Serviette das Öl von seinem schlecht rasierten Kinn tupft und gleichzeitig ein Auge auf all die hübschen Mädchen riskiert, die zur Tür hereinkommen.

Es wäre Ihnen nicht zu verdenken, wenn Sie ihn jetzt für einen ziemlich erbärmlichen Typen hielten, oder vielleicht sogar für einen Pädophilen.

Genau aus diesem Grund hat er sich in letzter Zeit angewöhnt, seinen alten Ehering wieder zu tragen. Nicht, weil Denise ihm fehlt – sie fehlt ihm überhaupt nicht, was unter Umständen eine traurige Bestätigung dessen ist, was sie hinsichtlich seiner grundsätzlichen Befähigung zu tieferen Gefühlen immer schon vermutet hat –, sondern weil der goldene Ring an seinem Finger ihn in einem ganz anderen Licht erscheinen lässt und ihm einen schwachen Glanz von Ehrbarkeit verleiht. Der Ring legt nahe, dass er zu einer Person nach Hause fährt, die durchaus etwas Positives an ihm findet und allem Anschein nach auch nicht abgeneigt ist, zumindest gelegentlich in körperlichen Kontakt mit ihm zu treten. Das lässt all seine offensichtlichen Fehler in einem anderen Licht

erscheinen – als wären sie gar nicht so tiefgehend, sondern eher oberflächlicher Natur. Zwar könnte der Ring die Dinge auch verkomplizieren, wenn Silver zufällig mal mit einer wirklich attraktiven Frau ins Gespräch käme, aber im Großen und Ganzen sind die Frauen, mit denen er heutzutage anbandelt, nicht so zartbesaitet, dass sie beim Anblick eines Eherings blass werden.

Er hat sich angewöhnt, die Phase der Niedergeschlagenheit, die seine Spermaspende jedes Mal nach sich zieht, in *The Last Page* auszusitzen, einer unabhängigen Buchhandlung im ruhigen Zentrum von Elmsbrook. Meist lässt er sich erst einmal in dem kleinen, zur Buchhandlung gehörenden Café nieder und trinkt eine Limonade, um seinen Flüssigkeitshaushalt wieder aufzufüllen, während er wartet.

Um viertel vor drei trifft Lily ein, das lange Haar nachlässig zu einem lockeren Knoten geschlungen, der sich bereits aufzulösen beginnt. Etliche helle Strähnen sind entwischt und stehen wie ein Kometenschweif von ihrem Hinterkopf ab. Sie färbt ihr Haar schon so lange in den unterschiedlichsten Blondtönen, dass es sein genetisches Gedächtnis komplett verloren hat und der nachwachsende Ansatz gar nicht mehr richtig dunkel, sondern eher verwirrt wirkt. Ihre enge schwarze Hose steckt in schwarzen Cowboystiefeln, und um ihren schlanken Oberkörper schlackert eine schmutzig braune Strickjacke. Auf dem Rücken trägt sie in einer schwarzen Instrumententasche ihre Gitarre, deren Hals wie ein Ninja-Schwert nach oben ragt.

Von seinem Platz im Café mustert Silver sie eingehend. Sie weist eine Menge Unvollkommenheiten auf: die etwas zu gewölbte Stirn, die kleine Knubbelnase, einen schief stehenden Eckzahn. Trotzdem ist das Gesamtpaket eine gefällige Zusammenstellung, eine bruchstück-

hafte Schönheit, die bei ihm noch nachwirkt, während Lily längst in die Abteilung mit den Kinderbüchern entschwunden ist.

Er liebt sie so sehr, wie ein Mann eine Frau lieben kann, mit der er noch nie gesprochen hat – das heißt wesentlich mehr, als man annehmen würde. Es handelt sich dabei um eine reine Form von Liebe, die auf ihre ganz eigene Art durchaus etwas Monumentales hat. Würde die Situation es erfordern, würde er für Lily sogar vor einen heranbrausenden Bus springen. Die einzige andere Person, für die er das je täte, ist Casey, seine Tochter, die ein solches Schauspiel womöglich sogar genießen würde. Zumindest befürchtet er das. In den bisher achtzehn Jahren ihres Lebens hat er sich als Vater nicht gerade hervorgetan. Die traurige Wahrheit ist, dass es für ihn wohl keine Hoffnung auf Wiedergutmachung gibt, es sei denn, er würde tatsächlich sein Leben für Casey opfern – wobei er befürchtet, dass selbst das seinem Image nicht allzu förderlich wäre, denn sterben kann schließlich jeder Idiot, nicht wahr?

Verstohlen wie ein Ladendieb schleicht er durch die Gänge zwischen den Bücherregalen. Er kann bereits die weichen Klänge von Lilys Gitarre hören, hin und wieder akzentuiert durch das Zischen der Espressomaschine drüben im Café. Sie spielt hier zweimal die Woche für eine Handvoll Drei- bis Vierjährige, die in einem kleinen Kreis um ihren niedrigen Kunststoffstuhl herumsitzen und an ihren Trinkpäckchen saugen oder mitsingen, behütet von einem bunt zusammengewürfelten Sortiment aus Kindermädchen und Au-pairs, die sich währenddessen leise unterhalten, zum Teil mit exotischen Akzenten. Silver steht gerade im Gang mit den Selbsthilfebüchern, wo er lauschen kann, ohne irgendjemanden zu beunruhi-

gen. *Ein flacher Bauch in dreißig Tagen, Iss dich dünn, Das große Selbstwert-Aufbaubuch* – eine Milliarden-Dollar-Industrie, basierend auf der fragwürdigen Annahme, dass den Leuten tatsächlich zu helfen ist. Er tut so, als würde er ein wenig herumschmökern, während er Lily beim Spielen beobachtet. Ihr ganzer Körper bewegt sich im Takt der Musik, und helle Strähnen fallen ihr wie ein Vorhang ins Gesicht, bis sie schließlich den Kopf hebt, die Kinder ansieht und zu singen beginnt.

The cat came back/The very next day/The cat came back/We thought he was a goner/But the cat came back/He just wouldn't stay away away away yeah yeah ...

Es lässt sich nicht erklären. Bei dem Song handelt es sich nur um ein albernes Kinderlied. Außerdem beginnt ihre zarte Stimme in den höheren Tonlagen etwas zu beben, und gelegentlich geht ihr ein bisschen die Luft aus. Trotzdem singt sie mit einer Leidenschaft, als wäre es ein ernstes, schmerzliches Liebeslied, die Vertonung ihrer tiefsten Qual. Dieser lächerliche Song ist viel zu klein, um so viel Energie fassen zu können, deswegen quillt sie über und füllt den ganzen Raum, und auch ihn erfüllt sie, ihren heimlichen Zuhörer. Die Kinder singen den Refrain leise mit – sie waren schon öfter hier –, aber Lilys Stimme erhebt sich und umrundet im Gleitflug die Deckenventilatoren dieses zusammengestückelten kleinen Buchladens, der sich mitten im digitalen Zeitalter krampfhaft an das Leben klammert. Silver spürt den vertrauten Kloß im Hals, das paradoxe Gefühl, etwas verloren zu haben, das er im Grunde nie besaß. Als sie bei der dritten Strophe ankommt, ist es um ihn geschehen.

The man around the corner swore he'd shoot the cat on sight/He loaded up his shotgun with nails and dyna-

mite/He waited and he waited for the cat to come around/ Ninety-seven pieces of the man was all they found .../ But the cat came back ...

Hin und wieder überrollt ihn eine Welle der Klarheit, die ihn erkennen lässt, was er verloren hat und was aus ihm geworden ist: Unerreichbar für jede Art von Hilfe lauert er dort in der Selbsthilfeabteilung, ein Wrack von einem Mann mittleren Alters, geschlagen mit rastlosen Beinen, surrenden Ohren und einem schmerzenden Herzen – den Tränen nahe, weil sich eine Frau, die er gar nicht kennt, wegen des Mordversuchs an einer Katze die Seele aus dem Leib singt.

Wenn er das richtig sieht, bewegt er sich schon seit längerem schwankend am Rand eines Abgrunds. Seiner eigenen Einschätzung nach hat er höchstens noch einen Versuch frei, so etwas wie wahre und dauerhafte Liebe zu finden – mal ganz abgesehen von der Tatsache, dass er dafür von vorneherein nur eine sehr eingeschränkte Eignung besitzt. Er hat mehr Frauen geliebt, als ein Mann lieben sollte. Er verliebt sich grundsätzlich nicht langsam, sondern stürzt sich jedes Mal furchtlos und mit voller Geschwindigkeit wie ein Kamikaze-Pilot in das Gefühl. Anfangs betrachtete er diese Neigung als Gabe, später als Fluch. Inzwischen ist er zu dem Schluss gelangt, dass es sich dabei nur um ein weiteres Beispiel für sein insgesamt gestörtes Verhalten handelt.

Mittlerweile ist er schon sehr lange allein, über sieben Jahre. Ab einem bestimmten Zeitpunkt ist die Einsamkeit nicht mehr so sehr ein äußerer Umstand, sondern vielmehr eine persönliche Angewohnheit. Irgendwann hört man auf, sein Telefon anzustarren und sich zu fragen, warum einem niemand einfällt, den man anrufen

kann. Man lässt sich die Haare nicht mehr schneiden, treibt keinen Sport mehr und geht auch nicht mehr davon aus, dass man mit dem morgigen Tag unter völlig neuen Vorzeichen den Rest seines Lebens beginnt. Denn auf einmal ist morgen heute und heute gestern, und gestern war ein beschissener Tag, der einen in die Knie gezwungen hat. Um nicht endgültig durchzudrehen, muss man aufhören, auf etwas Besseres zu hoffen. Anders geht es nicht.

Trotzdem ist da noch etwas in ihm, ein kleiner Rest von Rebellion, der sich noch nicht ganz geschlagen gibt. Ein Teil von ihm glaubt nach wie vor, dass sie irgendwo dort draußen ist: die Frau, die hinter dieser wackelnden, aus der Form geratenden Masse den Mann sieht – die Frau, die genau weiß, wie man mit dem hoffnungslosen Paradoxon eines Kamikaze-Liebenden wie ihm umgeht. Ihm ist klar, dass speziell dieser Teil von ihm endgültig sterben muss, wenn er je wieder tief und fest schlafen will.

Das erste Mädchen, das er je liebte, war Sofie Kinslehour. Sie hatte einen kessen Kurzhaarschnitt und ein rosarotes, hornförmiges Muttermal am Hals. Als er sie das erste Mal küsste, stieß sie ein leises Stöhnen aus, das von einer Welt der Fleischeslust kündete – einer Welt, die er bis zu diesem Zeitpunkt nur vage erahnt hatte. Sie waren beide sechzehn und drückten sich in eine dunkle Ecke des Parkplatzes hinter der Highschool, an der gerade irgendeine Art sportlicher Wettkampf stattfand. Auf Sofies Stöhnen hin hörte er sich selbst entsprechend antworten. Es war, als hätte sie etwas in ihm geweckt, von dessen Vorhandensein er gar nichts gewusst hatte. Sie drückte sich mit ihrem ganzen Körper an ihn und öffnete gleichzeitig den Mund, um seine Zunge zu empfangen. Während der nächsten paar Wochen besetzte sie ihn wie eine Armee auf Eroberungszug. Zu Hause hantierte er so heftig und häufig an sich selbst herum, dass er irgendwann Angst bekam, sich dadurch echten, dauerhaften Schaden zuzufügen. Wenn sie zusammen waren, küssten sie sich wund, bis ihre Lippen wie geschwollene, sich schälende Schoten aussahen und ihre Zungen sich anfühlten, als hätten sie Muskelkater. Dann, eines Tages, war es einfach vorbei. Was den Ausschlag gab, weiß er nicht mehr, aber aufgrund der statistischen Wahrscheinlichkeit, untermauert von dem kalten Gefühl des Bedauerns, mit dem sich jedes Mal sein Magen zusammenkrampft, wenn er an Sofie denkt, ist er sich sicher, dass er derjenige war, der als Erster blinzelte und irgendetwas Unvollkommenes an ihr entdeckte, an das er sich klammern konnte, bis es ihn mit Haut und Haar verschlang.

Es ist Sommer und die Luft erfüllt von jener heftigen Ostküstenfeuchtigkeit, die einen kurzatmig macht und einem das Shirt an den Rücken klatscht, sobald man ins Freie tritt. Silver sitzt mit Jack und Oliver auf ihrem Stamplatz am Pool des *Versailles*, wo er wie alle anderen versucht, so zu tun, als würde er die College-Mädchen nicht anstarren.

Oder sind es vielleicht schon eher College-Frauen? Er weiß es nicht. Sie widersetzen sich jeder Kategorisierung – diese Schar sonnengebräunter, bikinitragender Studentinnen, aufgereiht wie lange, schmale Karamellbonbons auf ihren Liegestühlen am tiefen Ende des Pools. Er selbst sitzt wie üblich zwischen Jack und Oliver, schräg gegenüber von den Mädchen, und tut, als läse er eine Zeitschrift. Rund um den Pool sitzen weitere Männer, einzeln oder in Grüppchen. Sie sind alle gleich: lauter traurige, verbrauchte Kerle, damit beschäftigt, sich selbst zu bestrafen, indem sie verstohlene Blicke auf verbotene Früchte werfen.

»Seht euch nur diese Mädchen an«, sagt Jack, wahrscheinlich zum dritten Mal.

Silver hört ihn schon gar nicht mehr.

Es ist auch gar nicht nötig, dass er sie auf den Anblick aufmerksam macht. Sie sind schließlich alle Männer – nicht mehr diejenigen, die sie vielleicht einmal waren, und auch nicht die, die sie vielleicht noch sein könnten, aber doch Männer, zumindest auf irgendeine Weise. Und

diese Mädchen, beziehungsweise jungen Frauen ... nun ja, unter ihrem LSF 15 schimmern sie in erotischer Vollkommenheit und lassen ihre weiche, makellose Haut in der Sonne braten, bis sie aussieht wie mit Honig überzogen. Dabei lesen sie in ihren Lehrbüchern oder Zeitschriften, tippen Texte auf elektronischen Geräten mit Gummihüllen in Rot und Rosé oder lauschen dem Sound aus ihren iPods, während sie mit den Zehen im Takt zucken und auf diese typische Art die Lippen schürzen, wie Mädchen es gerne tun, wenn sie den Beat der Musik spüren – als würden sie die Luft küssen, während sie mit dem Kopf auf und ab wippen.

Eigentlich ist der Pool ausschließlich für Leute gedacht, die im *Versailles* wohnen, einem Langzeithotel direkt an der Autobahn, aber die Mädchen erscheinen täglich als Gäste von Jack, und niemand beschwert sich darüber. Sie kommen aus dem Hudson-College, das nur vier Häuserblöcke entfernt auf der anderen Seite der Route 9 liegt. Im Moment ist gerade wieder Semesterbeginn. So viele junge, gerade erst zur Reife erblühte Frauen derart nahe bei einem Etablissement wie dem *Versailles* zu plazieren ist, als würde man Zündhölzer und Sprengkapseln in derselben Schublade aufbewahren.

Ja, er wohnt in einem Langzeithotel. Wie gesagt, es ist einiges schiefgelaufen.

Das *Versailles*, ein trister Monolith, der wie ein vierzehn Stockwerke hoher Grabstein über dem Seemannsknoten aus Schnellstraßen und Verbindungsrampen aufragt, die alle in die I-95 münden, ist der einzige Apartmentblock innerhalb der Stadtgrenzen von Elmsbrook. Bereits vor Jahren wurde das Hotel in eine Langzeitwohnanlage umgewandelt, wo man Zimmer für Wochen- oder Monatspauschalen mieten kann. Dadurch hat es sich auto-

matisch zur Endstation für all die traurigen, gestörten Männer von Elmsbrook entwickelt, die infolge einer gescheiterten Ehe aus ihrem Zuhause verbannt wurden. Eine entsprechende Aura des Scheiterns hängt über dem ganzen Ort, wo lauter Männer mittleren Alters allein in kleinen, spärlich eingerichteten und oft nochmals zusätzlich unterteilten Hotelzimmern wohnen. »Er lebt jetzt im *Versailles*«, heißt es dann nur, und jeder weiß genau, was das bedeutet. Um so eine Art Etablissement handelt es sich. Der Pool, der Fitnessraum, der Portier, die vornehme Ausstattung der Lobby – keine dieser Annehmlichkeiten kann über die Tatsache hinwegtäuschen, dass an diesen Ort gebrochene Männer kommen, um ihre Wunden zu lecken, während sie ihren Anwälten ein Stundenhonorar von rund fünfundsechzig Dollar plus Spesen dafür zahlen, dass sie den Kampf um ehelichen Zuegwin und das Sorgerecht für die Kinder langsam, aber sicher verlieren.

Auf der gerahmten Bauzeichnung, die immer noch in der Eingangshalle hängt, ist das Gebäude in einem weichen Weiß dargestellt, das in der Sonne schimmert, umgeben von smaragdgrünen Rasenflächen und einer üppigen Begrünung aus Eschen und Eichen. Aber das städtische Bauamt forderte damals einen größeren Parkplatz, so dass es weder die Bäume noch die Rasenflächen mit den Kindern, die dort ihre roten und gelben Drachen steigen ließen, je vom Reißbrett in die Realität geschafft haben. Die von den benachbarten Schnellstraßen aufsteigenden Dieselabgase haben nach und nach dafür gesorgt, dass das *Versailles* inzwischen wie ein vertikal aufgestellter Steinblock von der Farbe einer Gewitterwolke aussieht. Es ist schwer nachzuvollziehen, aus welchen Beweggründen besagte Darstellung, die das Gebäude in all seiner

unverwirklichten Schönheit zeigt, in der Lobby aufgehängt wurde. Vielleicht war das irgendjemandes Vorstellung von einem grausamen Scherz – eine schonungslose Metapher mit dem Ziel, die Bewohner auf unterschwellige Art zu foltern.

Während der Jahre, in denen Silver verheiratet war, fungierte das Gebäude, damals noch in wesentlich besserem Zustand, lediglich als eine Art Pointe, mit der auf kindische Weise eheliche Zwistigkeiten beendet wurden: »*Wenn ich so schrecklich bin, warum ziehst du dann nicht einfach aus? Ich bin mir sicher, es gibt noch ein freies Zimmer im Versailles ...*« So in diesem Stil. Sieben Jahre später sitzt er nun hier, samt der Summe seines bisherigen Lebens eingepfercht in ein Zweizimmerapartment im achten Stock eines Langzeithotels. Genau wie seine Kampfgefährten. Sie alle wurden vertrieben aus den baumgesäumten Wohnstraßen von Elmsbrook, verstoßen aus der Wärme ihrer soliden, mit Veloursteppichen und Vorhängen verschönerten, wohligh knarrenden Tudor- und Kolonialstilhäuser, verbannt aus Ehe und Familie, auch wenn sie weiterhin dafür bezahlen, im Großen wie im Kleinen. Sie bezahlen die Raten für Häuser, in denen sie nicht mehr willkommen sind. Sie bezahlen die neuen Klamotten und Haarschnitte ihrer Ex-Frauen, die Gesichtsbehandlungen, Körperenthaarungen und Fitnessclubmitgliedschaften, die alle darauf abzielen, Körper zu formen, zu glätten und aufzupolieren, die sie nicht mehr anfassen dürfen. Stattdessen dürfen sie die Personal Trainer bezahlen, die vermutlich ihre Ex-Frauen flachlegen, während sie selbst von den Anwälten dieser Frauen hereingelegt werden. Und natürlich zahlen sie auch ihre eigenen Anwälte, die offenbar nichts gegen all das tun können, außer ihnen in juristischem Fachjargon

genauestens zu erklären, auf welche Weise sie von der Gegenseite hereingelegt wurden. Ganz zu schweigen von den Ausgaben für die Kinder: Baseball, Fußball, Eislauen und Karate, Klavierstunden, Markenklamotten und Privatschulen, Logopäden, Nachhilfe, Nachmittagsbetreuung und Krankenversicherung.

Wenn man in der Lobby des *Versailles* steht, spürt man, wie das ganze Gebäude vor Nervosität vibriert – der kollektiven Nervosität verzweifelter Männer, die in einem permanenten Zustand unterdrückter Panik leben. Sie sind immer am Rande der Erschöpfung, krampfhaft bemüht, ihre Kontoauszüge zu ignorieren und ihre restlichen, schnell schwindenden Vermögenswerte zu Geld zu machen, auch wenn sie genau wissen, dass sie dieses kolossale Schlamassel nur noch eine Weile am Laufen halten können, ehe das Ganze zusammenbricht und im Bankrott endet – in einer Gewitterwolke aus Gift vor Gericht.

Deswegen reichen sich die Bewohner des *Versailles* – in Ungnade gefallene Brüder – auf jene unmerkliche Weise, die Männern in solchen Situationen eigen ist, gegenseitig die Hand, und zaghaft wie Wüstenmoos beginnen Zweckfreundschaften zu sprießen. Sie schimpfen und stöhnen vor mitfühlenden Zuhörern, sie lamentieren vor einem Chor aus Schicksalsgenossen über die Gerichte, die veralteten Gesetze, die gottverdammten Anwälte und die neue, verschärfte und scheinbar unüberwindliche Armut, in der sie alle gelandet sind. Und wenn sie gerade mal nicht jammern, dann versuchen sie krampfhaft, daran zu glauben, dass es sich nicht um einen Dauerzustand handelt – dass sie eine neue Liebe finden können, nicht einsam sterben müssen und in naher Zukunft wieder irgendeine Form von Sex haben werden. In der Zwischen-

zeit aber werden sie Trübsal blasen, Alkoholexzessen frönen und Frauen unpassender Altersklassen anstarren, während sie gleichzeitig nach dem Lichtstreif am Horizont Ausschau halten und sich fragen, wann das alles endlich auch mal positive Seiten haben wird.

Womit wir wieder bei den College-Mädchen wären.

»Ich meine, seht sie euch doch nur an«, sagt Jack.

Jack hat es nur seinem guten Aussehen zu verdanken, dass die Mädchen ihm dieses unverhohlene Starren verzeihen. Er ist groß und schlank, vom Körperbau her wie dafür geschaffen, sich mit nacktem Oberkörper in der Sonne zu aalen, und hat dunkles, drahtiges Haar – ganz zu schweigen vom markanten, mit einem Grübchen gesegneten Kinn des klassischen Superhelden. Er und Silver waren in ihrem alten Leben nur gute Bekannte, Teil einer locker miteinander verwobenen Gruppe von Ehemännern und Vätern, die nicht so sehr echte Männerfreundschaft, sondern eher die Freundschaft ihrer Ehefrauen verband. Inzwischen verbindet sie in erster Linie die Abwesenheit dieser Frauen. Niemand freute sich damals mehr über Silvers Scheidung als Jack, der gleich unten in der Lobby einen regelrechten Freudentanz aufführte, als sein alter Bekannter im *Versailles* einzog.

»Seht ihr sie euch an«, brummt Oliver unter der zerknautschten Baseballkappe, die sein Gesicht bedeckt, »ich mache hier währenddessen ein kleines Nickerchen.« Oliver ist Ende fünfzig, ein großer, massiger Mann mit erschlaffender Haut, müden Augen und ein Whiskey-Kenner. Er gehört zu den wenigen Männern, die es finanziell nicht nötig hätten, im *Versailles* zu wohnen. Er ist reich genug, um zu leben, wo es ihm beliebt, aber er schätzt die Kameradschaft im Hotel. Er hat bereits meh-

rere – drei, um genau zu sein – Ehen hinter sich, erwachsene Kinder, die nicht mit ihm sprechen, und Enkelkinder, die er noch nie zu Gesicht bekommen hat. Obwohl Oliver vierzehn Jahre älter ist als Silver und Jack ein sexbesessener Frauenfeind, haben sie sich irgendwie und ohne große Worte zu einem Dreierpack zusammengerotet.

Nun liegen sie hier und lassen sich Tag für Tag von der Sonne braten: Jack, dessen langer, schlaksiger Körper gerade erst anfängt, an Bauch und Brust ein klein wenig zu erschlaffen, Silver, der überall zugelegt hat und aussieht wie ein alternder Baseballwerfer, und schließlich Oliver, längst aus dem Leim gegangen und durch seinen hängenden Bierbauch zu etwas leicht Birnenförmigem gerundet. Jack und Oliver sind wie Vorher- und Nachher-Fotos, und Silver verkörpert das fettansetzende Mittelstadium – den Moment, in dem alles aus dem Ruder lief.

»Über das Offensichtliche brauchen wir nicht zu reden«, fährt Jack fort, ohne auf Olivers Einwand zu achten, »die anatomischen Vorzüge liegen auf der Hand. Versucht, tiefer zu blicken. Seht euch ihre Augen an, die Art, wie sie sich bewegen und wie sie lachen. Sie platzen fast vor ... vor unverdorbener Sexualität. Diese Mädchen stehen noch auf Männer. Sie sind mindestens tausend Ficks entfernt von den verbitterten, zynischen Frauen, die sie am Ende alle werden.«

»Oder eine Nacht mit dir.«

»Ach, du kannst mich mal, Oliver.«

»Sind sie nicht trotzdem ein bisschen jung für dich?«, fragt Silver.

»Verdammt, nein!«, antwortet Jack. »Wer, glaubst du, soll diese Mädchen befriedigen? Irgendwelche College-Jungs? Denk doch mal zurück an die Zeit, als du zwanzig warst. Klar warst du damals ein wandelnder Ständer,

aber hast du sonst viel getaugt? Hattest du Ahnung, wie man einer Frau Lust bereitet? Hat dich das überhaupt interessiert? Nein, du wusstest bloß, wo du ihn hinstecken musst, und neun von zehn Mal warst du fertig, bevor sie überhaupt richtig in Fahrt kam.«

Silver muss daran denken, wie ein bestimmtes Mädchen – ihr Name ist ihm entfallen – in der schwitzigen Enge ihrer vollgepferchten Studentenbude unter ihm lag und mit weit aufgerissenen Augen, aus denen hemmungsloses Verlangen sprach, zu ihm hochblickte. Die Erinnerung beschert ihm ein Gefühl, an das er sich allmählich gewöhnt: eine dumpfe, leise dröhnende Trauer um all die Dinge, die er für immer verloren hat.

»Vergesst alles, was ihr zu wissen glaubt.« Jack kommt langsam in Schwung, was nie etwas Gutes verheißt. »Das sind nicht die Mädchen, die mit euch und mir am College waren. Nein, es handelt sich um eine weiterentwickelte Spezies. Sie lieben Sex. Sie fahren voll darauf ab und sind ganz gierig danach, und sie betrachten es als ihr unverzichtbares Recht, Sex zu haben. Diese Mädchen sind Feministinnen – Gott segne sie!«

»Würdest du bitte aufhören, solche Reden zu schwingen?«, meldet Oliver sich zu Wort. »Ich versuche gerade, mich hier drüben zu entspannen.«

»Komm schon, Oliver, du weißt genau, dass du jede von denen nehmen würdest. Eine Flasche Wein, ein paar Viagra, und schon bist du bereit.«

Oliver zieht sich die Kappe vom Gesicht und blinzelt zu Jack hinüber. »Aber würde eine von denen mich nehmen?«

»Wovon redest du? Du bist ein gutaussehender Mann.«

»Ich bin alt und fett. Ich überlebe nur, weil ich meinen Platz im Dschungel kenne.«

»Der da wäre?«

»Der reiche alte Frosch, der hin und wieder dafür bezahlt, dass sein Schwanz gelutscht wird«, antwortet Oliver und zieht sich die Kappe wieder übers Gesicht.

Silver findet, dass Oliver in dem Moment tatsächlich eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Frosch hat.

Die Mädchen rekeln sich auf ihren Liegestühlen. Mit geübtem Griff öffnen sie die Verschlüsse ihrer Bikinioberteile, um möglichst nahtlos braun zu werden. Sie schwingen ihre Beine, reiben sich Sonnencreme aufs Dekolleté, lecken sich die Lippen und spielen mit ihrem langen Haar.

Jack lüpfte seine Ray-Ban, späht mit zusammengekniffenen Augen zu den Mädchen hinüber und muss dann angesichts dieses ganzen Wunders lachen. »Gott im Himmel!«, sagt er.

Oliver furzt. Dabei gibt er einen langgezogenen, hohen Ton von sich, der klingt, als würde aus einem zusammengedrückten Ballon Luft entweichen.

»Herrgott noch mal, Oliver, nimm eine Pille!«, stöhnt Jack.

Silver kann kaum fassen, dass solche Typen inzwischen zu seinen Freunden zählen.

Als zwei Stunden später Casey auftaucht, sitzen sie immer noch dort. Die Sonne steht inzwischen hoch über ihnen. Der Duft der Sonnenlotion, die auf der Haut der College-Mädchen brutzelt, weht über den Pool zu ihnen herüber und stachelt ihre Sinne an. Von einer bestimmten, besonders günstigen Stelle aus klingen die Sattelschlepper, die drüben auf der Autobahn vorbeidonnern, fast wie Meeresbrandung. Silvers Gedanken sind abgedriftet. Wie so häufig in letzter Zeit umhüllt ihn eine

Dunstwolke aus Erinnerungen, Phantasien und Bedauern.

»Silver.«

Und vielleicht auch ein schwacher Hoffnungsschimmer, zumindest an seinen besseren Tagen.

»Silver!«

Casey steuert zielstrebig auf ihn zu. Sie trägt Shorts und ein luftiges Bustier. Ihr mandelfarbenes Haar, das sich schimmernd über ihren Rücken ergießt, wird durch den leichten Sommerwind ein wenig aufgebauscht. Als sie näher kommt, kann Silver sehen, dass ihr Gesicht mit einer hufeisenförmigen Konstellation aus hellen Sommersprossen gesprenkelt ist. Jack brummt einen Gruß und bemüht sich demonstrativ, die Tochter seines Freundes nicht lüstern zu mustern.

»Hey«, sagt Casey mit der leicht zynischen Lässigkeit, mit der sie ausschließlich ihren Vater bedenkt.

Wie immer bei ihrem Anblick hat er im ersten Moment das Gefühl, als würde sein Herz aussetzen – so wie in den ersten paar Sekunden nach einem starken Aufprall oder wenn man ertrinkt, zumindest stellt Silver sich das so vor. Liebe oder Panik. Diese beiden Gefühle sind für ihn seit jeher kaum zu trennen.

»Hallo, Casey.« Er richtet sich auf seinem Liegestuhl auf und ist sich auf peinliche Weise seines schwammigen Bauchs, seines unrasierten Gesichts und seines Zottelhaars, dem er längst einen frischen Schnitt verpassen lassen wollte, bewusst. »Was treibt dich denn her?«

Seine Frage lässt sie lächeln, als hätte er einen nur für sie beide verständlichen Witz gemacht. »Na, was wohl?«

Es überrascht sicher niemanden, dass er sich bis dato nicht gerade als vorbildlicher Vater erwiesen hat. In den sieben Jahren seit seiner Scheidung hat er, absichtlich

oder aus reiner Nachlässigkeit, mehr als das vertretbare Maß an Geburtstagen, Schulaufführungen und Sportwettkämpfen verpasst, und er mag gar nicht daran denken, wie oft er sie versetzt hat, wenn er eigentlich mit ihr zum Abendessen verabredet war. Mit der Zeit mutierte sein ursprünglich sehr ausgelassener, von Neckereien geprägter Umgang mit Casey zu einer problematischen und schließlich sogar distanzierten Vater-Tochter-Beziehung. Sobald die Pubertät bei ihr erst einmal die Oberhand gewonnen hatte, war Casey im Gegensatz zu früher wesentlich seltener bereit, ihm automatisch alles zu verzeihen. Silver weiß, dass das allein seine Schuld ist, und er weiß auch, dass er weitaus mehr Verachtung verdient hätte, als Casey überhaupt zu empfinden in der Lage ist. Trotzdem hat es für einen Vater etwas hoffnungslos Niederschmetterndes, erleben zu müssen, wie sein kleines Mädchen ihn von oben herab anfunkelt und »Na, was wohl?« sagt.

Von Casey einer kritischen Musterung unterzogen, sieht Silver sich und seine beiden Kumpane plötzlich mit ihren Augen: Jack, den alternden Don Juan, der sich immer noch für unwiderstehlich hält, obwohl sein geistloser Charme bereits irgendwann in den späten Neunzigern nachzulassen begann, den wackeligen, verdrossenen Oliver, alt genug, um ihr Großvater zu sein, ganz zu schweigen von ihm selbst in seinem durchgeschwitzten, übergroßen T-Shirt, das an eine Band erinnert, die schon nicht mehr cool war, bevor Casey überhaupt geboren wurde. Für einen kurzen Moment schweift ihr Blick hinüber zu den College-Mädchen und dann mit einem zynischen Aufblitzen zurück zu ihnen. Nun sind sie endgültig als die traurigen, schlappen Säcke enttarnt, zu denen sie geworden sind.

Es ist schwierig, lässig aufzustehen und gleichzeitig den Bauch einzuziehen, wenn man mit gespreizten Beinen auf einem Liegestuhl lümmelt. Am Ende schafft er es zwar in die Vertikale, allerdings nicht, ohne vorher ein paar Mal schwerfällig Schwung zu holen. Irgendwie beschert ihm bereits diese kleine körperliche Anstrengung ein rotes Gesicht und Atemnot. Dabei verfügt das *Versailles* über einen recht ordentlichen Fitnessraum, und man möchte meinen, bei seiner vielen Freizeit wäre er inzwischen mal dorthin marschiert.

Er küsst sie auf die Wange. Dass sie dabei zumindest äußerlich keine Miene verzieht, erfüllt ihn mit einer albernen Freude.

»Du hast dich ja ganz schön rausgemacht«, wendet sich Jack an sie. »Wie alt bist du denn inzwischen?«

»Achtzehn.«

»Na, so was! Da fühle ich mich ja wie ein Opa!«

»Ich schätze mal, das hat mehr mit Ihrem eigenen als mit meinem Alter zu tun.«

»Schazam!«, stößt Jack aus. Das macht er manchmal, auch wenn kein Mensch weiß, warum.

Casey verdreht die Augen. Ohne Jacks Existenz weiter zur Kenntnis zu nehmen, wendet sie sich Silver zu. »Ich muss mit dir reden.«

»Ist alles in Ordnung?«

Sie sieht aus, als müsste sie erst einen Moment überlegen.

»Alles bestens.«

»Sollen wir uns ein ruhigeres Plätzchen suchen? Vielleicht drüben bei den Umkleidekabinen?«, fragt er.

»Gern.«

Während sie vor ihm hergeht, sieht er plötzlich irgendetwas Farbiges aufblitzen, einen Fleck Rot auf ihrer Schulter.

»Was ist denn das?«

»Ach, bloß eine Rose«, antwortet sie abwehrend.

Für eine Tätowierung ist das Ganze tatsächlich recht dezent: eine blutrote Rose mit einem einzelnen Blatt, plaziert auf ihrem Schulterblatt. Selbst schlechte Väter können wegen so etwas weinen, aber da er schon vor langer Zeit jedes Recht auf väterliche Entrüstung verspielt hat, geht er davon aus, dass er die Gelegenheit genauso gut nutzen kann, um zur Abwechslung mal einen Pluspunkt zu sammeln.

»Hübsch.«

Casey reagiert mit einem ironischen Lächeln. »Du solltest mal das auf meinem Hintern sehen.«

»Lieber Himmel!«

»Verplempere keine Zeit mit Nebensächlichkeiten, Silver. Wir haben Wichtigeres zu besprechen.«

»Zum Beispiel?«

Sie wendet sich ihm zu. Ihr Blick ist immer noch spöttisch, aber sie hat die Augen weit aufgerissen, und er registriert, dass sie zittert.

»Zum Beispiel«, antwortet sie, »bin ich schwanger.«

Es gibt Momente im Leben, da spürt man derart deutlich, wie sich der Planet unter einem dreht, dass man instinktiv nach irgendetwas greift, um sich festzuhalten. Sanft packt er Casey am Arm und sieht ihr in die Augen. So stehen sie beide da, während um sie herum die Welt untergeht, und beide warten gespannt darauf, was er sagen wird.